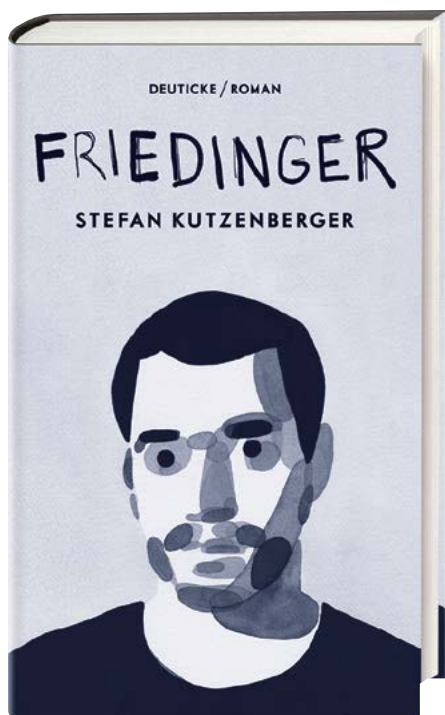


Leseprobe aus:  
**Stefan Kutzenberger**  
**Friedinger**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2018







Stefan Kutzenberger  
Friedinger

Roman

Deuticke

Mit freundlicher Unterstützung der  
Kulturabteilung der Stadt Wien und des  
Landes Oberösterreich.

1. Auflage 2018

ISBN 978-3-552-06364-8

Alle Rechte vorbehalten

© Deuticke im Paul Zsolnay Verlag Wien 2018

Satz: Eva Kaltenbrunner-Dorfinger, Wien

Autorenfoto: © [www.corn.at/Deuticke](http://www.corn.at/Deuticke)

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: Ishi, 2010. Tinte auf Papier,

26,5 × 19,5 cm © Fernando Martín Godoy

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
FSC® C083411

*We live in an age where men treat art  
as if it were meant to be a form of autobiography.*

Oscar Wilde

*Das war peinlich, aber unvermeidlich.*

Sigmund Freud

*Schieles Selbstporträts sind keine Selbstporträts,  
er verwendet nur sein Gesicht.*

Elisabeth Leopold



Clelia ging nackt und langbeinig auf mich zu. Ich lag, ebenfalls nackt, auf dem Rücken und blickte geblendet auf ihre strahlende Schönheit, während sie sich langsam auf meine Körpermitte setzte. Ihr Gesicht schob sich vor die Sonne wie der Mond bei einer Eklipse, sodass ihre Haare heiligenscheinartig zu leuchten begannen. Das Strandbad war gut besucht, doch das störte mich nicht, als sie begann, sich rhythmisch auf und ab zu bewegen. Badegäste gingen achtlos vorbei, nur Herr und Frau Obama schienen sich für uns zu interessieren und kamen zielstrebig näher, sie in einem armfreien roten Kleid, ihre wohlgeformten Arme stolz präsentierend, er mit seinem gewinnenden Lächeln, die Hände lässig in den Hosentaschen.

Normalerweise enden meine erotischen Träume mit so einer absurden Störung, irgendwer kommt immer ungefragt herein, ein Freund aus alten Schultagen, Familienangehörige, ein Schaffner. Diesmal schien die moralisierende Autozensur meines Unbewussten jedoch versagt zu haben. Obama nickte mir aufmunternd zu, und Michelle kniete sich vor uns nieder und beobachtete genau, so wie man ein realistisches Kunstwerk in einem Museum betrachtet, wie unsere Körper perfekt ineinanderpassten. Nice, sagte sie und schaute zuerst mich und dann ihren Gatten zustimmend nickend an. Clelia, und es war eindeutig Clelia und nicht ein traumhaft zusammengesetztes Amalgam aus verschiedenen Wunschvorstellungen, stöhnte leise wimmernd und sagte *Aïe* und *Go on*. Ich wachte auf. Die Sonne schien mir prall ins Gesicht, Kinder liefen laut



spielend um mich herum, ich lag am Rücken auf einem Handtuch im Freibad. Meine Badehose wölbte sich wie ein Zelt nach oben, schwer zu beurteilen, ob es jemand gesehen hatte. Ich setzte mich auf und schaute herum, zumindest schien niemand die Polizei geholt zu haben. Kurzentschlossen raffte ich mich auf und sprang ins kühle Wasser. Dann lud ich meine Kinder und meine Frau auf ein Eis ein.

Als mein Sohn, meine Tochter und meine Frau kichernd in der Sonne standen und sich die schnell schmelzende Creme von den Fingern leckten, durchströmte mich plötzlich eine Welle der Angst, dieses fragile Glück zu verlieren. War das eine Vorahnung? Seit genau zwanzig Jahren war ich mit meiner Frau zusammen, und wir hatten das Kunststück zuwege gebracht, uns immer wieder neu ineinander zu verlieben. Sich in eine andere zu verlieben ist für Anfänger, der echte Künstler verliebt sich in seine eigene Angetraute. Unsere beneidenswerte Beziehung verdankte ich aber vor allem der Begabung meiner Frau, glücklich sein zu können. Bevor die Kinder kamen, hatte ich mir die Liebe zur nächsten Generation fälschlicherweise wie die zu den Eltern vorgestellt. Eine nicht zu hinterfragende Konstante des Lebens, die es sogar auf Platz vier der Zehn Gebote geschafft hat, *Du sollst Vater und Mutter ehren*. Die Liebe zu Sohn und Tochter ist im Dekalog dagegen nicht aufgenommen, vielleicht weil man ihr ohnehin nicht entkommen kann oder auch, weil diese Liebe eine gänzlich andere, frischere ist, viel eher mit der nervösen Verliebtheit einer Schwärmerei vergleichbar, und daher anscheinend unchristlich. Berührt von der Vollkommenheit und Anmut der eigenen Kinder, überwältigten mich immer wieder Gefühle, die sehr nahe bei Furcht und Schmerz angesiedelt waren. Furcht vor der Vergänglich-

keit, Schmerz, weil man weiß, was diesen unschuldigen Wesen noch bevorsteht, wie viel Leid, wie große Ungerechtigkeiten sie zu erdulden haben werden, ohne dass man helfen kann. Jeder Mensch beginnt von vorne und muss alle Fehler der Generationen vor ihm wiederholen, die Evolution findet anderswo statt.

Ich sah meinen Sohn und meine Tochter zusammen mit meiner im Sonnenlicht leuchtenden Frau kichernd das sich in Soße verwandelnde Eis schlecken, spürte, wie sehr ich sie alle vergötterte, und wusste, dass ich glücklich sein müsste. Doch obwohl ich Teil dieser Bilderbuchfamilie war, empfand ich mein Leben als gescheitert. Schuld daran war nicht Clelia, noch nicht, sondern mein pubertärer Wunsch, Schriftsteller zu sein. Ich glaube, es ist ein pubertärer, kein infantiler Wunsch, da doch jedem künstlerischen Schaffen die Verweigerung, erwachsen zu werden, innewohnt. Als Kind zeichnen, singen und fabulieren noch alle, neun Jahre Schulpflicht später sollte dies den jungen Staatsbürgern ausgetrieben sein. Einige wenige sind freilich hartnäckig. Sie wollen auch weiterhin zeichnen, singen oder erzählen und werden Schulabbrecher und alkoholranke Straßenmusiker. Einzelnen, die kompromissbereiter sind, wird eine künstlerische Begabung zugebilligt, und sie erarbeiten sich Spielräume, was sie später die Aufnahmeprüfung an einer Kunsthochschule schaffen lässt. Die meisten aber zerbrechen und sagen später, *In meiner Jugend habe ich auch gerne musiziert*. Und dann gibt es noch mich, der in die innere Emigration flüchtete und sein ganzes Leben von der Schulzeit über das Studium bis in den Beruf brav meisterte, jedoch alles im Uneigentlichen über sich ergehen lassen musste. Denn eigentlich war ich Schriftsteller. Lächerlich, nicht? Es war noch bevor ich damit begonnen hatte, einen Roman über

Friedinger zu schreiben, als mir halbnackt im Freibad stehend klar wurde, dass ich mit dieser Einstellung aufhören musste, dass ich beginnen sollte, mein Leben zu akzeptieren wie es war, denn es war nicht schlecht, es war sogar ziemlich gut. Doch drei unfertige literarische Projekte erlaubten mir nicht, zufrieden zu sein: ein Roman zum sogenannten Fall Amstetten in Geschäftsbriefform, ein Text über einen gescheiterten Schriftsteller und dann noch der Versuch, die Lebensläufe meiner Großeltern in Buchform zu bringen.

Das Einzige, das noch lächerlicher ist als ein unpublizierter Autor, ist ein Autor, der nicht schreibt. Sah ich mein Leben als gescheitert an, dann war das Problem nicht die ständige finanzielle Misere, sondern diese Differenz zwischen Innen- und Außenwelt. Während ich mich selbst als Schriftsteller fühlte, sahen andere einen Museumsmitarbeiter, Universitätslektor, Familienvater oder Hobbyläufer, sicherlich jedoch keinen Autor, da niemand je etwas Literarisches von mir gelesen hatte oder auch nur von meinen Bestrebungen wusste. Natürlich hätte es finanziell besser gehen können, aber das durfte niemals die Ausrede dafür sein, nicht zu schreiben, denn ich hatte mich schließlich mehrfach bewusst dagegen entschieden, mehr Geld zu verdienen, und zwar um mehr Zeit zum Schreiben zu haben. Bereits mit neunzehn Jahren, als ich nach einem Jahr Betriebswirtschaftslehre an der Johannes Kepler Universität von Linz nach Wien übersiedelte, um dort das angeblich brotlose Studium der Vergleichenden Literaturwissenschaft zu beginnen, und dann, viele Jahre später, als etwa Dreißigjähriger nochmals, als ich im Leopold Museum eine Stelle als Bibliothekar und Archivar angeboten bekommen hatte und diese zuerst von vierzig auf dreißig und schließlich auf zwanzig

Wochenstunden hinunterverhandeln konnte, um dann trotzdem nach acht Monaten entkräftet zu kündigen, weil ich mich im Büroalltag mit Stechuhr und Urlaubsantrag so gefangen fühlte, dass ich meinte, wie eine Schnittblume ohne Vase zu verwelken. Meine Mutter erklärte mich für verrückt, als frischgebackener Familienvater in Zeiten wie diesen einen sicheren Job aufzugeben, ohne zu wissen, wie es weitergehen soll. Mein Vater schüttelte still den Kopf und verstand die Welt nicht mehr. Statt die durch die Kündigung frei werdende Zeit zum Schreiben zu nutzen, bestand mein Leben jedoch ab sofort aus einer langen Reihe von Ausreden, dieses, das Eigentliche, nicht zu tun. Im Schnellvorlauf:

Als wir absolut nicht mehr wussten, wie wir unsere junge Familie finanzieren sollten, bekam meine Frau, damals noch Freundin, ein Stipendium von 3300 Euro, um in Santa Rosa, New Mexico, einen Dokumentarfilm über die gruppensdynamische Entwicklung während des Wahlkampfes 2004 zwischen George W. Bush und John Kerry zu drehen. Es war nur zweieinhalb Jahre nach der Einführung der neuen Währung, und 3300 Euro fühlten sich noch an wie 45 000 Schilling. Das erschien uns so viel, als ob wir nun nie wieder arbeiten müssten. Wir blieben drei Monate in Santa Rosa, meine Frau filmte, und ich passte auf unseren damals noch nicht einmal ein Jahr alten Sohn auf, las John Updikes *Rabbit*-Tetralogie und gleich darauf Roberto Bolanos gerade erschienenen, monumentalen Nachlassroman *2666* und war ob der Größe dieser Werke erschutert. *Ich sehe mich mehr als Leser denn als Autor*, wiederholte Jorge Luis Borges immer wieder, doch wenn er das nicht aufgeschrieben hätte, könnte ich es hier nicht zitieren. Es reicht also nicht, ein guter Leser zu sein. Es reicht auch nicht, von Litera-

tur zu sagen, sie hätte das Leben mitbestimmt. Das kann ein zur rechten Zeit gelesener Kalenderspruch ebenso. *Folge deinem Herzen*. Und schon kündigt man den Job und wird Schriftsteller. Oder auch nicht. Wahre Literatur begnügt sich nicht damit, den Lauf des Lebens zu beeinflussen, sie muss das Leben selbst, die Molekularstruktur des Seins verändern, die Schwingungen der Membrane jeder einzelnen Zelle.

Dann nahm ich mit Gary, dem Spanischlehrer der *Middle School* von Santa Rosa, in dessen Studio mitten in der Steppe ein Album mit alten Nummern auf, die ich in der emotional belasteten Adoleszenz geschrieben hatte und die nie ins Programm der Schülerband aufgenommen worden waren. Nach dem Wahltriumph von George W. Bush, der nun ein zweites Mal vier Jahre lang Zeit hatte, die Welt zu zerstören, ein Trump war noch lange nicht vorstellbar, flogen wir heim, mit einer Zwischenlandung in Washington, wo wir zwei Tage bleiben wollten.

Wir pilgerten zum Weißen Haus, und unser Sohn spie von seinem Buggy aus in einem scharfen, projektilgleichen Strahl durch den hohen Gitterzaun in den präsidialen Garten. Ein Sicherheitsbeamter in der Nähe zückte sogleich sein Funkgerät, glücklicherweise nicht mehr. Wir flüchteten zur U-Bahn. In der Station Vienna erbrach sich der Kleine nochmals. Die Washingtoner schauten diskret weg und benutzten einen anderen Ausgang. Meine Frau meinte, wir müssten ins Spital fahren, ich hielt das für übertrieben. Als wir in unserer kleinen Pension angekommen waren, übergab sich der Bub wieder. Nach dem fünften Mal gab ich auf, und wir riefen die Rettung. Noch bevor ich aufgelegt hatte, hörten wir Sirenen auf der Straße. Sekunden später klopfte es an der Tür, und neun Feuerwehrmänner und eine Ärztin stürmten in unser schäbiges Zim-

mer. Der Kleine wurde sofort fachgerecht gelagert, erstuntersucht und im Laufschrift in ein riesengroßes Feuerwehrauto gebracht. Meine Frau durfte bei ihm neben der Bahre Platz nehmen, ich saß vorne wie ein Schuljunge, der schon immer Feuerwehrmann werden wollte. Nach wenigen Minuten waren wir im Spital, laut einer Plakette an der Wand dem neuntbesten der Vereinigten Staaten. Mit unserem halb bewusstlosen Kind saßen wir verloren im Warteraum. Jetzt erkannte auch ich, dass es etwas Ernsteres hatte. Doch bevor ich nervös werden konnte, rief uns George Clooney, so erzählt es zumindest meine Frau, und begleitete uns in den Emergency Room. Wir berichteten von unserem Ausflug zum Weißen Haus und dem dort erfolgten ersten Anfall. *This is serious, sagte der Arzt, it can last for four years.* Ich war beruhigt, bei einem ironiefähigen, demokratischen Mediziner fühlte ich mich gut aufgehoben. In der nächsten Stunde wurde unser Sohn geröntgt, bekam einen Einlauf, einen Katheter, es wurde ihm Blut abgenommen und allerhand mir völlig unnötig Erscheinendes untersucht, wobei er zusehends schwächer wurde. Endlich brachte man uns in ein großes Familienzimmer im achten Stock mit einem wunderschönen Ausblick über das nächtlich beleuchtete Washington. Unser Sohn wurde an einen Tropf angehängt, meine Frau legte sich zu ihm, und beide schliefen sofort ein.

Ich wanderte in der Abteilung herum, fand eine kleine Küche und machte mir Tee. Dann las ich an der Wand Dankesbriefe von hier erfolgreich behandelten Kindern, die dem Tod geweiht gekommen waren und jetzt wieder in den Kindergarten oder in die Schule gingen. Endlich traf ich eine Nachtschwester. Ich fragte, ob es nicht an der Zeit wäre, unsere Daten aufzu-

nehmen, wir wären auch gut krankenversichert, hätten eine Zusatzreiseversicherung, es sollte also alles kein Problem sein. Später, meinte sie. Ich hatte unseren Flug am nächsten Tag noch nicht ganz aufgegeben und hoffte, dass sich mein Sohn am Tropf so weit erholte, dass er transportfähig werden würde. Das solle der Arzt der Morgensvisite entscheiden, wir könnten dann ja noch immer das Aufnahmeprotokoll ausfüllen. Mir war aber klar, dass wir, wenn wir durften, in der Früh so schnell wie möglich zum Flughafen fahren mussten, also bat ich nochmals, ob ich nicht nun, in der Nacht, wenn ohnehin sonst nichts zu tun wäre, unsere Adresse, die Versicherungsdaten und so weiter aufschreiben könnte. Die junge, nicht unhüb-sche, aber gänzlich desinteressierte Krankenschwester, keine Spur von amerikanischem Enthusiasmus, zuckte mit den Schultern und reichte mir einen kleinen rosaroten Zettel von einem Block neben dem Telefon. Ich solle meine Daten dort-hin schreiben. Mehr als meine Linzer Elternadresse fiel mir nicht ein, die Versicherungsdaten hatte ich im Koffer in der Pension, aber sie fragte ohnehin nicht danach, vielleicht, weil sie bereits wusste, dass sie uns nie eine Rechnung schicken würde. Am nächsten Tag, das heißt ein paar Stunden später, brachen wir auf. An die Fahrt zur Pension und zum Flughafen kann ich mich nicht mehr erinnern, nur mehr an den Flug selbst, irgendwo über dem Atlantik begann meine Frau zu er-brechen, während unser Sohn in seinem kleinen Korb an der Wand schlief und ich *Spiderman 2* schaute.

Mein Bruder holte uns am Flughafen Wien ab. Auf der Auto-bahn musste er einmal stehen bleiben, damit ich mich am Fahrbahnrand übergeben konnte, doch bald waren wir bei ihm zu Hause, wo wir gedachten, eine Zeitlang zu leben, da

wir unsere Bleibe vor der Amerikareise aufgelassen hatten. Er war gerade zu seinem Freund Nikolaus in dessen riesige 200-Quadratmeter-Wohnung im ersten Wiener Gemeindebezirk gezogen. Obwohl die beiden bereits seit vier Jahren zusammen waren, konnten Nikolaus' Eltern noch immer nicht damit umgehen, dass ihr Sohn mit einem Mann liiert war. Oder vielleicht war es nur, dass sie meinem Bruder nicht ganz trauten, was ihnen nicht zu verübeln gewesen wäre. Dieser hatte sich, gleich nachdem er sich noch im Gymnasium geoutet hatte, ins überschaubare schwule Nachtleben von Linz gestürzt und kurze Zeit später ins nicht zu überblickende von Wien. Daraus war er nie wieder aufgetaucht. Unsere Hoffnungen, dass Nikolaus ihn zügeln könnte, hatten sich nicht erfüllt. Dieser schien aber, zumindest für Außenstehende, nicht unter der Situation zu leiden, verzieh ihm alle Ausrutscher und Ungeheuerlichkeiten und erfreute sich an den wenigen Momenten, an denen mein Bruder nüchtern war, entspannt bei ihm zu Hause blieb und einen liebevollen und zärtlichen Partner abgab. Die Wohnung war so groß, dass wir gar nicht weiter auffielen, und Nikolaus ein so freundlicher Gastgeber, dass wir aufpassen mussten, nicht alles als gegeben zu nehmen. Nachdem wir uns auskuriert hatten, rafften wir uns auf und begannen Immobilienanzeigen zu lesen.

Nach ein paar Wochen hatten wir eine halbwegs erschwingliche Altbauwohnung im vierten Bezirk gefunden und verließen den adeligen Luxus der Inneren Stadt. Meine Frau begann den in Amerika gedrehten Film zu schneiden, doch *Vote Faith* wurde nicht der von uns erhoffte Erfolg. Glücklicherweise hatte ich nicht zu viel Energie ins Verfassen der Oscar-Reden investiert. Der Film wurde einmal in kleinem Rahmen in der



Amerikanischen Botschaft und einmal bei uns zu Hause vor ein paar Freunden aufgeführt. Das war dann auch schon alles. Vom Verkauf des Films konnten wir also nicht leben, doch zufällig fiel kurzfristig ein Lektor am Institut für Literaturwissenschaft aus, und ich bekam eine zweite Lehrveranstaltung, was uns das finanzielle Überleben sicherte. Wie durch ein Wunder gelang es mir darüber hinaus immer wieder, Jobs als Texter zu bekommen. Ich schrieb für eine Lampenfirma, für das Kulturamt der Stadt Linz, für *Salzkammergut Tourismus*. Nach und nach wurden meine Kunden zu Stammkunden und die Geldflüsse regelmäßiger, wenn auch nicht mehr. Da das Schreiben nun zu meinem Beruf geworden war, schaffte ich es nicht, mich am Abend aufzuraffen und an meinen literarischen Projekten zu arbeiten.

Drei Jahre danach heirateten wir, und im Sommer darauf kam unsere Tochter zur Welt. Wir übersiedelten an den Stadtrand, keine öden Nachmittage auf stumpfsinnigen Spielplätzen mehr. Wenn man Liebeskummer hat, sagt man oft, andere Mütter haben auch hübsche Töchter. Mein Vater sagte das zumindest einmal zu mir, und ich verstand es nicht. Das war ja die Definition der Liebe, dass andere Mütter keine schönen Töchter hatten, dass es nur die eine gab, und wenn die nicht wollte, dann war man allein auf der Welt. Freud vergleicht diesen Moment mit dem der Hypnose, in dem man nichts anderes mehr wahrnehmen kann als den Hypnotiseur. Diese Analogie hätte mir damals mehr geholfen als der Innviertler Spruch. Auf den Kinderspielplätzen erkannte ich nun, viele Jahre später, dass es ohnehin umgekehrt war, dass nämlich andere Töchter keine hübschen Mütter hatten. So viele Nachmittage an den verschiedenen Sandkisten des vierten und fünften Bezirks, und keine einzige Mutter sah so aus, dass ich mit

ihr ins Gespräch kommen hätte wollen. Am Stadtrand war es nun, nach der Übersiedelung, leichter: Terrassentür auf, Kind raus, fertig. Plötzlich waren beide Kinder schulpflichtig. Gerade als sie gelernt hatten, lang zu schlafen, mussten wir sie um halb sieben aus dem Bett treiben. Zwölf eigene Schuljahre lang hatte ich jeden Morgen gelitten, und nun stand mir das wieder bevor. Als Vater ging das Aufstehen jedoch etwas leichter, das Alter hatte auch Vorteile. In dieser Situation bekam ich einen Anruf des kaufmännischen Direktors des Leopold Museums, ob ich nicht meinen alten Job als Bibliothekar wiederaufnehmen wollte. Ich erbat mir zwei Wochen Bedenkzeit und bekam sie. Wie in einer Wiederholung der Situation zehn Jahre zuvor verhandelte ich die Stunden von vierzig über dreißig auf zwanzig hinunter, mit dem Argument, dass ich meinen Uni-Job nicht aufgeben möchte. In Wirklichkeit wollte ich endlich meine Romanprojekte in Angriff nehmen.

Wenn mich meine Eltern oder Schwiegereltern, die nicht verstehen, dass man in Kulturjobs nur symbolisch entlohnt wird, motivieren wollen, eine Gehaltserhöhung zu erbetteln, denke ich mir, wozu denn, bald werde ich vom Verkauf meiner Bücher leben. Wenn mich meine Bankberaterin anruft, um mir eine Pensionsversicherung zu verkaufen, sage ich, das brauche ich nicht, in der Pension lebe ich von den Tantiemen. Sie versteht das nicht, und sie hat recht. Meinen zahlreichen Veröffentlichungen zu Themen wie *Jorge Luis Borges und die deutsche Kultur*, *Das Motiv der Hetäre im grafischen Werk Gustav Klimts* oder *Søren Kierkegaards Stadienlehre als Prätext von John Updikes Rabbit-Tetralogie* steht kein einziger publizierter literarischer Text gegenüber.

Es bleibt bei dieser Zusammenfassung: Ich bin 46 Jahre alt,

sehe mich als Schriftsteller und schreibe nichts. Wie beim jüdischen Witz, in dem Moische jahrelang inständig betet, in der Lotterie zu gewinnen, bis Gott genervt ruft: *Dann kauf dir doch endlich ein Los!* Hinsetzen und schreiben, das ist der einzige Weg zum Buch. Mein Projekt über den gescheiterten Schriftsteller sollte genau bei der Hälfte einen Wendepunkt haben, wenn nämlich *dessen* Roman über einen gescheiterten Schriftsteller veröffentlicht, ein sensationeller Erfolg und schließlich von Hollywood verfilmt wird. Die letzten Kapitel wären Anwaltsbriefe, in denen der Protagonist mit Klagen drohte, sollten nochmals Fotos von seiner Villa und seiner Frau Anne Hathaway oder Penélope Cruz veröffentlicht werden. Ich war mir noch nicht sicher, welche ich bevorzugte. Beide Filmstars waren in Wirklichkeit verheiratet, Penélope Cruz mit dem spanischen Schauspieler Javier Bardem, mit dem sie auch ein Kind hatte, Anne Hathaway mit Adam Shulman, anscheinend ebenso Schauspieler. Würde ich den Roman schreiben, müsste ich mich über die rechtliche Situation erkundigen, ob ich diese Namen in einem fiktiven Werk literarisch nutzen dürfte. Das Konzept zu meinem Roman des schriftstellerischen Triumphs über die Finsternis stand aber auch so, die ersten Kapitel waren bereits skizziert, die anderen im Geiste formuliert. Ich musste mich nur hinsetzen und zu schreiben beginnen, das hatte nichts mit Kreativität zu tun, sondern rein mit Arbeit. Aber ständig kamen mir andere Texte dazwischen, Katalogbeiträge, literaturwissenschaftliche Artikel, und jahrelang blieb der Roman liegen.

Vor kurzem sagte ich meiner Frau, dass mir all meine Publikationen absolut nichts bedeuteten, es war so, als ob sie nicht existierten, da allein literarische Veröffentlichungen zählen würden. Sie entgegnete nichts, und ich fühlte mich unverstan-

den, vergaß die Szene jedoch bald. Bis ich zu meinem Geburtstag eine Reise nach Kreta geschenkt bekam. Nicht einen Gutschein, sondern tatsächlich ein Flugticket, vielleicht auch als kritischen Hinweis auf die noch immer nicht eingelöste Reise nach Istanbul, die ich ihr zu ihrem 35. Geburtstag geschenkt hatte. Mein Flug ging nach Chania, ein Brief versprach mir zwei Wochen Aufenthalt in jener kleinen Bucht an der Südküste, in der wir im Jahr zuvor einen wunderschönen Familienurlaub verbracht hatten. Damals hatte ich, tagelang auf der schattigen Terrasse sitzend, vergeblich versucht zu schreiben, während die Kinder fröhlich im Wasser umhertollten. Komm rein!, rief mir der Große zu. Die Kleine platschte mit ihren zierlichen Händen fest auf die Meeresoberfläche und lachte laut auf. Ja, komm doch, Papa, wiederholte sie. Gerührt beobachtete ich die beiden, und ähnlich wie später im Freibad war mir klar: Eigentlich sollte ich glücklich sein. Ich muss schreiben, rief ich und blieb sitzen. Die letzte September- und die erste Oktoberwoche würde ich also dort verbringen, das Leopold Museum war bereits informiert, die Uni begann ohnehin später. Dem Flugticket beigelegt war ein schwarzes Notizbuch. Wenn ich schreiben wollte, dann sollte ich das tun, und nichts wäre besser als ein konzentrierter Beginn an einem Ort, an dem mich nichts ablenken könnte.

Eine Woche darauf lag ich in der Hängematte vor dem Haus Vangelis. Von den fünf Zimmern war nur ein weiteres belegt, unglücklicherweise auch von einem Österreicher, aber bisher hatte er nicht gestört. Ein älterer Mann, der in der Früh mit seinem Fotoapparat in den Bergen verschwand und am Abend wieder zurückkehrte. In den ersten zwei Tagen wechselten wir ein paar Worte beim Frühstück, er kam so wie ich aus Linz,

war pensionierter Voestler, begeisterter Landschaftsfotograf und kannte die Südküste Kretas schon seit den siebziger Jahren. Es freute mich, dass ich keinen Quatschkopf als Nachbarn erwischt hatte, es war wichtig für mich, konzentriert an die Arbeit zu gehen.

Den ersten Tag las ich das bereits Geschriebene. Achtzig Seiten des Schriftstellerromans waren mehr oder weniger fertig. Nach der ersten Lektüre war ich motiviert und verzweifelt zugleich, der Teil, den ich für fertig gehalten hatte, war natürlich größtenteils unbrauchbar, etwa zwanzig Seiten davon gefielen mir aber besser, als ich gehofft hatte. Schwungvoll geschrieben, clever konstruiert und Lust darauf machend, weiterzulesen. Am dritten Tag hatte ich keine Ausrede mehr, mein Manuskript hatte ich bereits zwei Mal durchstudiert und mit Anmerkungen versehen, es war Zeit, zu komponieren. Aber wie sollte ich allein auf der schattigen Terrasse sitzend schreiben, wenn ich nicht ständig unterbrochen wurde? Wenn der ganze Tag mir gehörte, ohne jede Begrenzung, ein Meer von Zeit vor mir, so unendlich wie die tiefblaue Wasseroberfläche vor meinen Augen. Wie sollte ich anfangen, wenn kein Ende drohte, wenn niemand rief, doch endlich vom Felsen aus Kopfsprünge zu üben, und auch nicht fragte, ob ich ein Stück Kuchen teilen wollte mit Kaffee oder lieber frisch gepresstem Orangensaft? Ich vermisste meine Familie, ein Urlaub ohne sie machte keinen Sinn, alles erinnerte mich an den herrlichen Sommer, den wir vor einem Jahr hier verbracht hatten, wir hätten das hier gemeinsam erleben sollen, was tat ich da bloß allein? Schreiben konnte ich auch zu Hause, ich musste es nur tun, und wenn ich dabei gestört wurde, weil jemand den Drucker brauchte, dann konnte ich das ja schnell erledigen und daraufhin einfach weitermachen. Die Wahrscheinlichkeit, dass mir ein genialer Ge-

danke entwich, nur weil jemand bei der Tür hereinkam, war gering. Jede Störung war mir lieber als das Übermaß an Zeit, das ich hier allein in Griechenland auf einmal hatte. Das Gefühl, den ganzen Tag zur freien Verfügung zu haben, lähmte mich morgens so sehr, dass ich beschloss, nach dem Mittagessen zu beginnen oder noch besser nach dem Kaffee, vor dem Abendessen, wenn es dunkel war, ohne die Ablenkung des Horizonts, mit einer Flasche Wein, optimalerweise dann, wenn die anderen Gäste bereits im Bett waren, so wie früher als Student, als ich auch nach Mitternacht am aktivsten war, doch das ging nicht mehr, ich war schon zu müde, am besten vielleicht bereits vor dem Frühstück am nächsten Tag und so weiter.

Auch am vierten Morgen setzten sich der Österreicher und ich an getrennte Tische. Wir lasen, er ein Vogel- oder Pflanzenbestimmungsbuch für das Mittelmeer, ich wohl oder übel noch einmal meine eigenen Notizen, da ich kein Buch mitgenommen hatte, um mich nicht vom Arbeiten abzuhalten, was sehr dumm war, da es fast immer die Literatur ist, die einen inspiriert, und sehr selten nur das Leben. *Kalimera*, nickte er mir zu und verabschiedete sich in voller Wandermontur, während ich mich mit meinen Zetteln und dem neuen schwarzen Notizbuch auf einen anderen Tisch an der etwas windgeschützteren Hauswand setzte und zu schreiben beginnen wollte.

Das Haus Vangelis lag in einer kleinen, von keiner Straße erschlossenen Bucht im Südwesten der Insel. Vangelis und seine beiden Nachbarn, die ebenfalls eine Pension führten, zwar auch klein, aber doch mit mehr Zimmern, waren also von ihren offenen und mit Außenbordmotor angetriebenen Booten abhängig, wenn sie Kontakt mit der restlichen Welt suchen

wollten. Einmal in der Woche luden sie gemeinsam die gesammelten großen, schwarzen Müllsäcke auf ein Boot und brachten diese auf einen Sammelplatz zwei Buchten weiter. Es wirkte alles sehr harmonisch, was auch notwendig war, denn im Winter waren die drei Familien mehr oder weniger auf sich allein gestellt, es gab keinen Tourismus, dafür viele Tage, an denen der starke und unberechenbare Wind es unmöglich machte, mit den kleinen Jollen in See zu stechen. Dass eine Fehde das Dörfchen am Berg Rücken in den 1960er Jahren ausgerottet hatte und dass es im letzten Winter auch hier am Strand zu einer Schießerei gekommen war, wusste ich noch nicht. Zu Fuß war es eine halbe Stunde auf einem kleinen Felsensteig über einen Hügel bis zum nächsten Dorf mit Straße, für größere Einkäufe oder Notfälle war das keine Alternative.

Vangelis hatte sein schmuckes Häuschen von einem Onkel geerbt, der viele Jahre lang Maurer in New York gewesen war, bevor er sich dann hier in seiner Heimat zur Ruhe gesetzt hatte. Als sein Onkel starb, war Vangelis gerade vor einer großen Entscheidung gestanden: Er, der damals in Chania, der zweitgrößten Stadt der Insel, eine Firma für Stahlverstrebenungen führte, hatte den Auftrag bekommen, bei der Errichtung eines Krankenhauses im Irak mitzuwirken. Er würde 6000 Euro netto im Monat bekommen und dafür ein Jahr lang die Baustelle, die von der amerikanischen Armee zu einem Hochsicherheitsareal umfunktioniert worden war, nicht verlassen. Ein Jahr ohne seine Familie, ohne seine Frau, ohne seine zwanzigjährige Tochter, die gerade zu studieren begonnen hatte, ohne seinen 22-jährigen Sohn, der Interesse gezeigt hatte, das Haus des Onkels im Süden zu übernehmen. Nach einer schlaflosen Woche entschied sich Vangelis gegen das Geld und übersie-

delte mit Frau und Sohn in die Bucht. Im ersten Winter bauten sie aus dem etwas vernachlässigten Häuschen eine kleine Pension mit fünf Zimmern, zwei Toiletten und Duschen und einer Terrasse für ein paar Tische am Meer. Schon im Sommer darauf waren die Zimmer fast immer voll, Wanderer kehrten ein, berichteten von der tollen Küche, den sympathischen Wirtsleuten, der traumhaften Terrasse, den einfachen Zimmern mit schönem Ausblick.

Bereits in der zweiten Saison stolperte auch ich mit meiner Familie bei einer Wanderung zwischen den Buchten über dieses Juwel, deutete auf die beiden im Schatten Backgammon spielenden Griechen, sagte meiner Frau, wie idyllisch das doch wirke, und ging weiter. Sie jedoch blieb stehen und fragte, ob noch ein Zimmer frei wäre. Am nächsten Tag zogen wir ein, kündigten an, zwei Nächte bleiben zu wollen, und blieben zwei Wochen. Ich las gemeinsam mit meinem Sohn den letzten Band Harry Potter, danach den völlig überschätzten *Goldfinch*, das Buch, das man in jenem Jahr angeblich gelesen haben musste. Harry Potter, gegen den ich mich seit dessen Erscheinen gewehrt hatte, obwohl ich schon ahnte, dass er sicherlich nicht ganz schlecht wäre, entpuppte sich dagegen völlig unoriginellerweise als großes Lektüreerlebnis. Vor allem die letzten paar Kapitel des siebten Bandes, vor dem Epilog, katalpultierten die Serie in andere Sphären. Das ganze Universum Potter bekam mit einem Schlag eine völlig neue Dimension, wurde zu einem Monument der unglücklichen Liebe, zu einer tragischen und wahrhaftigen Liebesgeschichte, wie sie die sogenannte Erwachsenenliteratur in dieser Konsequenz nur sehr selten zustande bringt. Unsere Tochter beklagte sich ein paar mal spaßhaft, dass sie nun ein Einzelkind geworden wäre, da sie ihren Bruder an Harry Potter verloren hätte, doch immer



wieder kamen Kinder von anderen Gästen, meist Deutschen, vorbei, und schon sammelte man gemeinsam am Strand Muscheln oder plantschte im Wasser. Meine Frau und ich beschlossen, dass dies der perfekte Ort wäre, um kreativ zu arbeiten. Hier könnte ich mein Bedürfnis zu schreiben ausleben und sie ihren Dokumentarfilm über Straßenkühe in Indien fertig schneiden. Kurz danach hatten wir uns in Tagträumen verloren, wie großartig es wäre, wenn wir tatsächlich von unseren Literatur- und Filmprojekten leben könnten, wie frei wir wären. Wenn du ein Schriftsteller bist, dann musst du auch schreiben, war dann schließlich auf dem Geburtstagskuvert mit dem Flugticket gestanden. Und da war ich jetzt.

Harald, ein Deutscher, der in dem kleinen, ausgestorbenen Bergdorf dreißig Gehminuten vom Strand entfernt ein Haus gekauft hatte und seit fünf Jahren hier lebte, tauchte neben mir auf. Er war der, den ich im Sommer zuvor gemeinsam mit Vangelis Backgammon spielen gesehen und für einen Griechen gehalten hatte. Er erkannte mich sofort wieder und fragte, ob er sich zu mir setzen dürfe. Natürlich, er störe nicht, nur zu. Ich wollte ihn nicht fragen, was ihn nach Südkreta gebracht hatte, etwas anderes fiel mir jedoch nicht ein, so schwieg ich. Er blickte auf den Horizont und schwieg auch, entspannter als ich. Ich wünschte mir Vangelis herbei, damit er als drittes Element die Situation löse.

Spielst du Backgammon, fragte er mich schließlich.

Nein. Ist es schwer? Er lachte.

Wie er es mit Vangelis spiele, schon. Ein Spiel bestand aus drei verschiedenen Spielen, also aus drei Teilen mit jeweils anderen Regeln, und diese zu lernen, vor allem die des dritten Abschnitts, verlange Zeit und Geduld.

Aha. Ich sei ohnehin kein großer Spieler.

Was machst du so, fragte er mich schließlich.

Trifft man einen Menschen, ordnet man diesen zuerst einmal einem Geschlecht zu, weshalb Transgender-Personen oft beunruhigen. Als Zweites kommt entweder, woher kommst du oder was machst du. Was machst du also. Eigentlich hätte ich wohl in meiner Situation *Schriftsteller* antworten müssen, umgeben von Möchtegernschriftstellern, hier sogar noch mehr als zu Hause, keine Dorfschenke, die nicht auch einen im Selbstverlag veröffentlichten Selbstfindungsroman auf Deutsch verkaufte.

Ich arbeite in einem Museum, sagte ich. Und wie lebt es sich hier, traute ich mich nun.

Die meisten wollen wissen, was mich hergebracht hat, meinte Harald. Wie es sich hier lebt, ist die bessere Frage. Da könntest du einmal ein Buch drüber schreiben, fuhr er fort und deutete mit einer Kopfbewegung auf mein schwarzes Notizbuch.